

Die abschließende Thematisierung eines epochentheoretischen Problems möchte nicht im geringsten die herausragende Qualität des Gesamtbandes schmälern. Die katalanische Literatur verfügt mit dem unter Leitung von Josep Solervicens entstandenen Band zur Frühen Neuzeit über eine theoretisch gleichermaßen reflektierte wie in der Darstellung präzise Geschichte. Ich kenne keine Geschichte einer anderen europäischen Nationalliteratur, in der das Interdependenzverhältnis der europäischen Literaturen ähnlich klar zutage tritt. ■

■ Klaus W. Hempfer, Freie Universität Berlin, Institut für Romanische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, D-14195 Berlin, <hempfer@zedat.fu-berlin.de>

■ César Domínguez, Anxo Abuín González, Ellen Sapega (eds.): *A Comparative History of Literatures in the Iberian Peninsula. Volume II*. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins, 2016. 765 Seiten. ISBN 978-90-272-3465-0.

Der vorliegende Band schließt die zweibändige vergleichende Literaturgeschichte der iberischen Halbinsel ab, die unter der Ägide der *International Comparative Literature Association* von einem Herausgebersteam der Universität Santiago de Compostela koordiniert wurde. Das Team konnte für das voluminöse Werk fast sechzig internationale Spezialisten gewinnen. So umfasst Band II fünfundfünfzig Einzelbeiträge in vier Sektionen: I. Bilder, II. Gattungen, III. Formen der Vermittlung und IV. *Cultural Studies* und literarische Repertoires; abgerundet wird die Zusammenschau durch einen mehrteiligen Epilog, der als kritischer Blick auf das vorliegende Konzept komparativer Literaturgeschichte anregend zu lesen ist. Die Publikation schließt mit drei Registern (S. 665–765): den Kurzviten der Beiträger, einem Namensregister und einem Index der zitierten Literatur. Gerade dieser Index wäre ungleich wertvoller, hätte man ihn nach Forschungsliteratur und Primärquellen getrennt und letztere mit dem Jahr der Ersterscheinung versehen. Da für ein Werk dieses wissenschaftlichen Anspruchs Belege unumgänglich waren, hätte es der Lesefreundlichkeit auch nicht geschadet, die zitierte Literatur am Ende der einzelnen Beiträge aufzuführen.

Wie schon im ersten Band ist jeder Sektion ein Rahmenessay des Sektionskoordinators vorangestellt ist, dessen Studium vor einer Beschäftigung mit den einzelnen Essays hilfreich ist. Denn anstelle von Vollständigkeit wird anhand einer Reihe von zentralen Leitfragen der kulturelle

Bestand der iberischen Halbinsel in einer Reihe von Längsschnitten eher anviert als erschlossen. Die Iberoromania soll hier (wenn ich recht sehe: erstmals) aus vergleichender Sicht als kulturellen und geographischen Raum erfasst werden, an dem literarische Phänomene hinsichtlich ihrer sprachübergreifenden Beziehungen darstellbar sind. Entgegen dem konventionellen Konzept von Literaturgeschichte als nationalsprachlicher Ereignisgeschichte möchten die Herausgeber erstmalig die Interdependenz der kastilischen, katalanischen, galicischen, baskischen und portugiesischen Kulturen und Literaturen verdeutlichen.¹ Hinzukommen in der archaischen Epoche Sondierungen im Bereich der hebräischen und arabischsprachigen Literaturen; allerdings ist deren sporadisches Erscheinen ebenso wie ihr Fehlen auf einzelnen Feldern nicht immer nachvollziehbar. Vorliegende Rezension nimmt angesichts der Fülle des hier bereitgestellten Materials vor allem auf diejenigen Beiträge Bezug, die – und sei es von einer entfernteren Warte aus – katalanische Aspekte tangieren.²

Die zehn Kapitel der Sektion „Bilder“ („Images“, S. 5–125) sind zum einen den iberischen Selbstbildern gewidmet, die sich wohl bereits seit der Westgotenzeit über je spezifische Setzungen des „Fremden“ definieren. Zum anderen beschäftigt sich die Sektion mit dem Zusammenspiel regionalen Identitäten, die sich innerhalb des literarischen Raumes der iberischen Halbinsel manifestieren. Als ein Leitmotiv der Untersuchungen kristallisiert sich so die Frage heraus, inwiefern dem geographischen Raum ein „symbolischer“ Raum hinterlegt ist, der diesen womöglich gar erst konstituiert. Dies wird in der Sektion insbesondere dort deutlich, wo aufgrund des Kontrasts nationalsprachlicher Eigen- und Fremdbilder ein komplexes Zusammenspiel von partikularen Identitäten den seit dem frühen Mittelalter gesetzten und umbesetzten Stereotypen des „Anderen“ oder „Fremden“ gegenübersteht. Ein Beispiel hierfür ist der im Zeichen des aktuellen Katalonienkonflikts durchaus brisante Beitrag „Catalonia is not Spain. Images of self and other in Catalan literature“ (S. 20–31) des australischen Katalanisten Stewart King, der bereits mit früheren Arbeiten

1 In diesem Sinne versteht sich übrigens auch die Konzeption des Bandes *Spanische Literatur aus zehn Jahrhunderten*, hrsg. Gerhard Wild, Stuttgart: Metzler, 2015, der bewusst gegen die nationalsprachliche Beschränkung auf kastilische Literatur nicht nur die galicische, katalanische, baskische Literatur sondern auch die seit der Spätantike in der Iberoromania entstandenen Hauptwerke der lateinischen, hebräischen und arabischen Literatur aufnahm.

2 Vgl. die Rezension zu Band I von Roger Friedlein in *ZfK* 25 (2012). Die Inhaltsverzeichnisse beider Bände einsehbar unter <https://benjamins.com/catalog/chle1>.

das Konzept der Katalanität problematisiert hat.³ Er sieht in der *Renaixença* den Ausgangspunkt des Versuchs, katalanische kulturelle Identität zu formulieren. King mutmaßt, dass sich die Rede über Katalanität durch die Produktion von „Anders-Bildern“ konstituierte, „Spanien“ mithin als fixes Gegenkonstrukt zur Stabilisierung des Eigenbildes diene. Kings Betrachtung mündet in einer allzu spitzfindigen Harmonisierung, der man sich anschließen mag oder auch nicht: „Catalonia may not be Spain, but it needs Spain – as its cultural other – in order to exist.“ (S. 31) Anregend ist der Beitrag trotz dieser diskutablen Hypothese vor allem aufgrund der analysierten Passagen nicht nur aus der älteren Literatur, die bereits von anderer Seite in ähnlichem Kontext betrachtet wurden,⁴ sondern vor allem wegen einiger kaum besprochener neuerer katalanischer Romane, die sich mit den Reperkussonen des Erbfolgekriegs beschäftigen.

Dosinda García-Alvites Essay „The odyssey of Spanish Jews“ (S. 74–86) zeigt für vier Epochen (Mittelalter, *Siglo de Oro*, Realismus, Postmodern), wie das in der kastilischen Literatur manifestierte Bild der Sepharden seit dem *Cantar de mio Cid* bis ins 20. Jahrhundert kaum variierte Topoi eines „unheimlichen“ Anderen reproduziert. So werden diese Klischees – und damit antisemitisches Gedankengut – u. a. anderem auch in kastilischsprachigen Romanen des valencianischen Republikaners Blasco Ibáñez wachgehalten. Das Wiederentstehen jüdischer Gemeinden auf spanischem Boden ist bemerkenswerterweise wenigstens zur Hälfte im katalanischen Sprachraum (Barcelona, Girona, Mallorca, Benidorm, Valencia) zu vermelden und trägt seit Francos Tod 1975 auch zu einer Wandlung solcher Topoi in der Literatur bei. Hierfür stehen neben dem Andalusier Muñoz Molina vor allem wieder katalanische Autorinnen wie Carmen Espada Giner und Carme Riera. Es empfiehlt sich, die in dem Band verstreuten Essays zur sephardischen Literatur (vgl. unten die Beiträge von Isabelle Levy und David Wacks) gemeinsam zu studieren, um ein Gesamtbild über diesen Bereich der iberischen Kultur zu erhalten.

Die zweite Sektion, „Gattungen“ („Genres“), bringt in zwölf Einzeldarstellungen neben zu erwartenden klassischen Textsorten wie Ritterbuch, Sonett, Schäfer- und Schelmenroman sowie historischer Roman auch Beiträge zur Ehebruchsliteratur des Realismus, zu Tagebuch und Essay. Gera-

3 Vgl. u. a. Stewart King: *La cultura catalana de expresión castellana*, Kassel: Edition Reichenberger, 2005, und *Rez. ZJK 20* (2007), 298–302.

4 *Carles Bastons i Vivanco / Lluís Busquets i Grabulosa: Castilla en la literatura catalana. Itàliancerasia, literatura, institucions, paisatge, pobles i personatges élebres*, Barcelona: Generalitat de Catalunya, 2002.

de in der gattungsästhetischen Sektion wird indes ein grundsätzlichliches Problem des imagologische Ansatzes evident, der vor allem auf die thematische bzw. ideologische Komponente der Komparatistik abzielt. Die Sonderungen, gleich wie tiefgehend oder oberflächlich sie ausfallen, bleiben stets in diesem inhaltlichen Bereich, was dem Konzept einer im weitesten Sinne mentalitäts- und sozialgeschichtlich orientierten Literaturwissenschaft geschuldet sei. Auffällig wird dies vor allem dort, wo inhaltliche Varianz weitaus weniger attraktiv ist als formal-ästhetische Innovation. So werden in Isabel Almedas Beitrag zur iberischen Ritterliteratur, „Books of chivalry“ (S. 155–170), zeitlich, räumlich und strukturell so divergente Texte wie der *Caballero Cifar*, *Amadís de Gaula*, *Gran Conquista de Ultramar*, *Tristán de Leonís* und schließlich auch *Tirant lo Blanch* in bedenklicher Weise über einen Kamm geschoren. Dass das Hauptwerk der frühen katalanischen Literatur völlig anderen Intentionen als etwa die kastilischen Bestseller oder die nationalpolitischen Werke der ersten portugiesischen Humanistengeneration folgt und formal gravierende Unterschiede aufweist, erfährt man aus diesem Beitrag nicht. Dass gerade in den Beiträgen der Gattungssektion, die überwiegend von lusophonen Forschern verfasst sind, ein Übergewicht an portugiesischen Texten zu Lasten der nach allgemeiner Einschätzung wesentlich innovativeren katalanischen Gattungsvertreter zu einem echten Problem wird, ist unübersehbar. Es wäre für das weiterhin zu Unrecht von der Forschung gemiedene oder geschundene Genre durchaus nicht von Nachteil gewesen, exemplarisch Subgenres – und sei es auf der Basis Pascual Gayangos' (1857) Klassifikation – vorzustellen, statt sich in einem *name dropping* zu ergehen, das in diesem Beitrag in typographischer Hinsicht am Missverhältnis von Recte und Kursiva sichtbar wird. Der Beitrag von Xosé Manuel Dasilva zum Sonett („The sonnet in the Iberian Peninsula in the sixteenth century“, S. 171–183) hebt weniger darauf ab, die Schlüsselgattung der Frühen Neuzeit als formales und thematisches Experimentierfeld der gesamten Iberoromania zu etablieren, sondern zeigt in erster Linie an Camões die Stabilität des petrarkistischen Repertoires Mitte des 16. Jahrhunderts, wobei er immerhin auf die Wichtigkeit der Vorläuferrolle von Ausiás March hinweist.

Maria Fernanda de Abreu spannt in dem Genreartikel „The picaresque in Iberia and America (nineteenth to twentieth century)“ (S. 184–199) einen Bogen von *Lazarillo de Tormes* bis ins 20. Jahrhundert. Wieder sind sowohl Gewichtung wie auf Bewertung der besprochenen Werke kritisch zu sehen, da hier Peripheres aufgewertet und Wichtiges *en passant* erwähnt wird. So tauchen zentrale Texte der portugiesischen pikaresken Barocktra-

dition wie die *Arte de furta* und *O diabinho da mão furada* auf, ohne dass ihre zweifelsfreie Bedeutung für die Pikareske in irgendeiner Weise erläutert würde. Andererseits werden an späterer Stelle Camilo Castelo Branco semiautobiographischer Gefängnisbericht *Memórias da cárcere* ebenso wie andere Texte ohne nachvollziehbare Gründe dem Genre zugeschlagen. Solche Rettung ins Ungenaue lässt Zweifel an der Solidität des Gattungskonzepts aufkommen. Gemäß einem über die Iberoromania hinausweisenden Konzept literarischer „Globalisierung“ verweist die Verfasserin an einzelnen Stellen auf Texte aus der Neuen Welt. Wie schon in dem Abschnitt zur portugiesischen Pikareske korrespondiert auch hier Subjektivität mit Selektivität, wobei zwar auf den Gründungstext der brasilianischen Pikareske – Almeida *Sargento de Milícias* (1853) – verwiesen wird, die in den vergangenen vierzig Jahren entstandenen Spitzenwerke der neopikaresken Literatur von Márcio Souza bis Reinaldo Moraes jedoch keiner Erwähnung wert sind. Doch nicht nur die gattungstheoretischen Sondierungen in der außereuropäischen Iberoromania bleiben punktuell. Unkonventionell, aber nicht sinnvoll ist die Zuordnung des einzigen katalanischen Werks, Josep Plas auf dem Leben des Bildhauers und Picasso-Gefährten Manolo Hugué basierenden literarisierten Künstlerbiographie *Vida de Manolo contada per ell mateix*, die – sei es wegen der fingierten Ich-Erzählform, der Ironie und des prononcierten Gegenwartsbezugs, sei es in Ermangelung eines passenderen katalanischen Werks – dem pikaresken Genre zugeschlagen wird.⁵ Selbst bei dem zweiten katalanischen Werk, Eduardo Mendozas Barcelona-Roman *La ciutat de los prodigios*, ist der pikareske Gattungsbezug diskutabel. Es genügt zweifellos nicht, das Pikareske für diverse portugiesische und katalanische Texte zu behaupten, wenn nicht zuvor ein intersubjektiv nachvollziehbares Merkmalsbündel formuliert wird.

Elena Losadas Essay zur „Novel of adultery in Peninsular realist narrative“ (S. 240–255) konstatiert für die katalanische Literatur des Realismus und Naturalismus, dass es keinen spezifischen Ehebruchroman gebe, jedoch in Narcís Ollers *Pilar Prim* die Brisanz des Themas durch äußere Setzungen gedämpft werde, während es in *La febre d'or* eine Tendenz zur Bagatellisierung männlicher Untreue gebe (S. 246). Ob der Umstand, dass die Thematik in der portugiesischen und kastilischsprachigen Literatur breit vertreten ist, etwaige Rückschlüsse auf gesellschaftliche und moralische Differenzen oder auch auf Zensurmechanismen der verglichenen Nationalliteraturen erlaubt, wird nicht erörtert.

5 Vgl. dagegen das gattungstheoretische Einleitungskapitel von Julia Fuchs: *Picaresca brasileira. Spielformen der brasilianischen Pikareske im 20. Jahrhundert*, Heidelberg: Winter (i. Dr.).

Der von Enric Bou und Heike Scharm verfasste Beitrag zum „Iberian Diary Writing“ („Writing of the self“, S. 256–267) stellt nicht nur den besonderen Status von Egodokumenten in der iberoromanischen Moderne heraus. Er erkennt auch insbesondere den katalanischen Tagebuchautoren einen besonderen Rang zu. Trotz teils abenteuerlicher Publikationsbedingungen kann diese Gattung mit Texten wie Jeroni Pujades *Diari* und Amat de Cortadas *Calaix de Sastre* auf eine vierhundertjährige Tradition zurückblicken (S. 262f.). Im Zentrum steht indes Josep Plas *Quadam grzi*, dessen Fiktionalisierungs- und Literarisierungsverfahren das Schreiben des neuzeitlichen Subjekts zugleich problematisieren. Hier ziehen die Autoren Querverbindungen zu einem einzigen portugiesischen Text, dem *Livro do Detassosiego*, was angesichts der in Pessoa's Heteronymie liegenden wesentlich stärkeren Fiktionalisierung kaum gerechtfertigt ist. Man fragt sich indes, warum hier auf den größten portugiesischen Tagebuchschreiber, Miguel Torga, verzichtet wurde.

Ein dem iberoromanischen Essay gewidmetes Kapitel von Enric Bou und Angel Otero-Blanco (S. 282–292) erläutert in transnationalen Längsschnitten thematische Entwicklungen, wobei die katalanische Literatur durch zahlreiche Beispiele in ihrer Vielfalt, nationalen Bedeutung, aber auch widersprüchlichen Vielschichtigkeit repräsentiert ist.

Die dritte Sektion, „Forms of mediation“, beginnt mit einem lesenswerten Rahmenessay von Cesc Esteve und María José Vega (S. 293–306), der die Problematik von Kulturtransfer und Wissensvermittlung in der Iberoromania fokussiert. Die Autoren plädieren für vertiefte Forschungen im Bereich von Übersetzung, Bearbeitung ebenso wie der iberischen Formen der Epitome – *varia lectio*, *símba* usw. –, um Zensurmechanismen und deren Umgehung zu beschreiben. Josep Pujol zeigt in dem Beitrag „Translation and cultural mediation in the fifteenth-century Hispanic kingdoms“ (S. 319–326), wie Katalonien im Spätmittelalter für Kastilien zum zentralen Vermittler der Kultur Italiens und Okzitanien wurde. Aus der Lage und damit einhergehenden Anbindung Kataloniens an die östlichen Nachbarn erklärt sich die Zunahme von katalanischen Übersetzungen aus dem Italienischen und Französischen, während sich zugleich deren Export nach Kastilien steigert.

Cesc Esteves Beitrag „Paratexts and mediations“ (S. 327–338) zeigt an den Schwellentexten zu frühen Ausgaben und Übersetzungen von Ausiàs March, wie Proömien u. dgl. zur Leserlenkung dienen, die den Valencianer zum „Klassiker“ erheben. Da diese Paratexte ihn als einen der ersten iberi-

schen Poeten philologisch aufbereiten, wird er einerseits dem Vergessen entrissen; andererseits wird damit seine Kommentierbarkeit sedimentiert und je nach Publikationsbedingungen auch unterschiedlichen Formen von Abschwächung und indirekter Zensur unterworfen.

David Wacks' Artikel „Translation in diaspora“ (S. 351–363) ruft in Erinnerung, wie selbst nach dem Alhambra-Dekret (1492) Sepharden die Sprache und Literatur in ihrer zweiten Diaspora zu bewahren versuchten. Iberisches Kulturgut wie *Celestina*, *Amadís de Gaula* und *Don Quijote* führt, ins Niederländische, Türkische, Hebräische und Arabische übersetzt, so ein extraliberisches Fortleben. Die Vehemenz, mit der Wacks zu Recht darauf beharrt, dass die genannten Werke in der Diaspora als „sephardisch“ behauptet wurden, zeigt einmal mehr, dass ethnische und Glaubensfragen erfreulicherweise nicht immer die Vermittlung und Verbreitung iberoromanischer Kultur beeinflusst oder verhindert haben. Dies ließe sich mit größerer Genauigkeit stützen. Schließlich brachte die spanische Sprache selbst in der Diaspora neue Werke hervor, wie der Fall des geflüchteten *converso* Daniel (auch Miguel) Levi de Barrios zeigt, der noch im späten 17. Jahrhundert im niederländischen Exil kastilische Texte im Stil des Gongorismus schreibt. Auf solche Querverbindungen wäre einzugehen gewesen, ebenso wie auf das geheime Weiterleben heterodoxer Traditionen, wie sie insbesondere Luce López-Baralt durch grundlegende Arbeiten dokumentiert hat.⁶ Dass schließlich auch die 1609 per Dekret vertriebenen südspanischen Moriskan die spanischsprachige Literatur noch in das nordafrikanischen Exil transportierten, wäre ebenfalls in diesem Kontext zu dokumentieren gewesen.

Isabel Clúas Essay „Cultural nationalism and school“ (S. 400–408) demonstriert an Beispielen wie Camões und Cervantes, wie durch Kanonisierung und die damit einhergehende Repetition verordneter Lesarten nationale Identitätsbildung gefördert wird. Auffällig ist, dass diese Produktion literarisch inspirierter Selbstbilder vorzugsweise in Phasen starker sozialer und ideologischer Absetzungsstendenzen wie Ende des 19. Jahrhunderts in Spanien oder während der Salazar-Zeit in Portugal zutage treten, wie sich an der Festschreibung von Werken wie dem *Quijote* im Schulkanon – oder im Umkehrschluss an der Marginalisierung von destabilisierenden Büchern (wie den Romanen Saramagos oder Goytisolos) – zeigen ließe. Ein Desiderat wäre hier übrigens gerade im Zusammenhang mit

6 Cf. Luce López-Baralt: *La literatura secreta de los últimos musulmanes de España*, Barcelona: Trotta, 2009.

Identitätsbildungsprozessen ein Hinweis auf die Rolle solcher Kanonisierungen im Kontext von Sprachheitskonzepten gewesen.

Enttäuschend erweist sich der Blick auf die medialen Fragestellungen. So behandeln die Beiträge von José Antonio Pérez Bowie und Fernando González García zum Verhältnis von kinematographischem Kanon und Gattungstheorie (S. 531–549), Concepción Cascajosa Vímio zum Fernsehen (S. 550–562) und Virginia Guarinos zum Radioskript (S. 563–569) zwar Spanien und Portugal vergleichend im historischen Längsschnitt. Dieser erweist sich indes weder als exhaustiv, noch schrecken die Autoren vor Fehlurteilen – gerade was das Kino seit den achtziger Jahren angeht – zurück.

Von den acht Essays des „Epilogue“ (S. 605–663) sei hier der Text „A View from Catalan literature: Iberian studies as comparative literature in thick description mode“ (S. 611–620) des in Stanford lehrenden Joan Ramon Resina skizziert. Tatsächlich handelt es sich bei dem Beitrag um einen umständlichen, aber leider unvollständigen Vogelflug über die Entstehungsgeschichte der Romanistik. Zwar sei Iberoromanistik ursprünglich *per se* komparatistisch, aber sie beruhe auf einem grundsätzlichen Widerspruch, den der Autor in der Genese aus romantischem Geist sieht. Denn in dem Maße, in welchem die katalanische Literatur der frühen Neuzeit ebenso die „Klassik“ der spanischen Literatur vorbereite wie die provenzalische die klassische Literatur in Frankreich, tragen diese Klassiken zu einer Nationenbildung bei, die auf Vereinheitlichung abziele. Galicische, katalanische und provenzalische Literatur würden damit in der „postromantischen Philologie“ zu bloßen Vorläufern marginalisiert. Die von der Romanistik postulierte und bewunderte Vielfalt gehe damit letztlich auf geradezu darwinistische Weise in eine leider ebenfalls durch die Romanistik propagierte Nationalstaatlichkeit auf.

Gerade an dem hier abschließend skizzierten „meta-philologie-geschichtlichen“ Vorgehen wird deutlich, was von dieser komparatistischen Literaturgeschichte der Iberoromania *nicht* zu erwarten ist: Literaturgeschichte als nationalsprachlich vergleichende Darstellung von Formen, Stilen und den sie transportierenden Ideologien wird man gerade aus den Gründen nicht finden, die Resinas Text beklagt. Indes hatten die Koordinatoren des Sammelwerks offensichtlich nicht die Absicht oder den Einfluss, hier gegenzusteuern.

Nicht alle Beiträge folgenden den Prinzipien, die von komparatistischer Darstellung zu erwarten sind, so etwa Isabelle Levys kluger und kenntnisreicher Beitrag über die Phänomenologie der höfischen Liebeskonzeption

in Jacob Ben Elé'azars Reimprosa (S. 131–137, „*Sefer ha-meshalim* and the status of poetry in medieval Iberia“). Andere Essays wieder sind zwar komparatistisch angelegt, indes fragt man sich, wie nützlich in einem Werk, das den Erstzugang ermöglichen und damit Überblick verschaffen soll, allzu punktuelle Fragestellungen sind; so z.B. der Essay von Lara Vilá über heraldische Traditionen der iberoromanischen Literaturen („*Imitatio, rewriting and tradition: Shields in Iberian epics*“, S. 307–318). Beide Beiträge würden thematisch orientierten Sammelbänden oder Fachzeitschriften zur Ehre gereichen.

Ein grundsätzlicheres Problem betrifft die Methodik, die sich aus der komparatistischen Fragestellung ergibt. Denn eigentlich werden in den meisten Beiträgen die Möglichkeiten einer komparatistischen Philologie oder Literaturgeschichte nicht ausgeschöpft, da nationalsprachliche Einzeldarstellungen lediglich abschnittsweise aufeinander folgen, ohne dass eine Vergleichung und Synthese entstände – es sei denn der Leser stellt diese selbst her. Auch internationale, sprachübergreifende Phänomene wie der Gongorismus, der als Schule bis ins 18. Jahrhundert hinein in der Neuen Welt und Portugal wirkte, nebst seiner Beziehung zum italienischen Marinismus und seinen metahistorischen Reperkusionen in der „1927er-Bewegung“ sucht man ebenso vergeblich wie tiefergehende Bemerkung zur Troubadourdichtung, die ein gesamtromantisches Phänomen war. Ebenso fällt das Genre der phantastischen Literatur, die ebenfalls für den hier hinterlegten komparatistischen Ansatz ein idealer Untersuchungsgegenstand ist, komplett aus. Anders gesagt, thematische und formale Komplexe, deren sprachübergreifende und transnationale Behandlung mehr als gerechtfertigt scheint, wurden links liegengelassen.

Den Anspruch einer Literatur-*Geschichte* erfüllen die vorgelegten Beiträge also zweifelsohne nicht. Wer die Gründlichkeit herkömmlicher nationalsprachlicher Literaturgeschichte sucht, wird weiterhin zu den vielbändigen Standardwerken Ricos, Riquer / Comas / Molas und neuerdings Brochs oder López / Saraivas greifen müssen,⁷ deren Verlässlichkeit und Breite hier auf Grund des völlig anderen Ansatzes nicht geleistet werden sollte. Dennoch wird der aufgeschlossene Leser eher beim Stöbern als bei zielorientierter Suche in dem vorliegenden Band immer wieder auf un-

7 Francisco Rico (coord.): *Historia y crítica de la literatura española*, Barcelona: Ariel, 1979–2009 (18 vols.); Martí de Riquer / Antoni Comas / Joaquim Molas (coord.): *Història de la literatura catalana*, Barcelona: Ariel, 1964–1988 (10 vols.); Alex Broch (coord.): *Història de la literatura catalana*, Barcelona: Enciclopèdia Catalana, 2013ff. (8 vols.); José Saraiva / Oscar López (ed.): *História da literatura portuguesa*, Porto: Porto Editora, 1967ff.

beachtete und unbekannte Verknüpfungen der einzelsprachlichen Literaturen untereinander stoßen. Gerade darin steht das vorliegende Sammelwerk in bester Tradition einer Komparatistik, die versucht, mit dem eher in der Linguistik heimischen Terminus „Iberoromanistik“ ernst zu machen. Selbst wenn man einige der Beiträge mit Widerstand liest, so ist die Lektüre dennoch anregend, sobald man bereit ist, die genannten Abstriche zu machen. ■

■ Gerhard Wild, J. W. Goethe-Universität Frankfurt, Institut für Romanische Sprachen und Literaturen, Norbert-Wollheim-Platz 1, D-60629 Frankfurt am Main, <g.wild@em.uni-frankfurt.de>